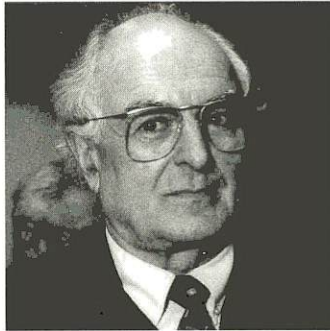


Universität Bielefeld

Rückblick und Ausblick oder: arbeiten, um überholt zu werden?



Hans-Ulrich Wehler

Universität Bielefeld
Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge 6

Hans-Ulrich Wehler

**Rückblick
und Ausblick
oder:
arbeiten,
um überholt
zu werden?**

Teilnehmer des Hans-Ulrich Wehler-Autorenkolloquiums
im Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF)
der Universität Bielefeld



1. Reihe, v.l.: Hans-Ulrich Wehler, Hartmut Zwahr, Rudolf Boch, Bernd Weisbrod
2. Reihe, v.l.: Knut Borchardt, Winfried Hellmann, Ute Frevert, Friedrich Wilhelm Graf, Josef Mooser,
Reinhard Rürup



3. Reihe, v.l.: Dietrich Geyer, Paul Nolte, Peter Loewenberg, Jürgen Kocka, Helmut Berding, Manfred Hettling, James Sheehan, Rudolf Braun, Karl Ditt

4. Reihe, v.l.: John Breuilly, Hans-Walter Schmuhl, Dieter Grimm, Hansjörg Siegenthaler, Hans-Peter Ullmann, Eva v. Freeden, Ernst-Peter Wieckenberg, Wilhelm Voßkamp, Frank-Michael Kuhlemann

Herausgeber

Universität Bielefeld,
Informations- und Pressestelle
D-33615 Bielefeld, Universitätsstraße 25
Telefon (05 21) 106 - 41 45/46
Telefax (05 21) 106 - 29 64
e-mail: gerhard.trott@post.uni-bielefeld.de

Redaktion

Gerhard Trott

Fotos

Klaus Halbe, Renate Wehler

Umschlag

Audiovisuelles Zentrum der Universität Bielefeld,
Heike Kirchhoff

Gesamtherstellung

Hans Gieselmann Satz + Druck, Bielefeld 1996

Vorwort

Der Historiker Hans-Ulrich Wehler, der wohl wichtigste Vertreter einer Generation, die vor 25 Jahren angetreten war, die Geschichtswissenschaft in Deutschland zu erneuern, hat das Alter des akademischen Ruhestandes erreicht. Lange Zeit war er umstritten; mittlerweile dürften auch seine Gegner nicht mehr bestreiten, daß Wehler zu den bedeutendsten deutschen Historikern des 20. Jahrhunderts zählt.

Wehler entwickelte das Programm einer "Historischen Sozialwissenschaft", in der die Geschichte an die systematischen Nachbardisziplinen wie die Soziologie oder die Politikwissenschaft herangeführt werden sollte. Geschichte sollte sich nicht mehr nur mit vergangenen politischen Strukturen oder "Haupt- und Staatsaktionen" beschäftigen, sondern das gesamte Spektrum gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer und kultureller Prozesse analysieren. Sein Name steht für den endgültigen Durchbruch einer methoden- und theoriebewußten Sozialgeschichte in der deutschen Geschichtswissenschaft, und bald galt er als Kopf einer entsprechenden "Bielefelder Schule". Seine "Deutsche Gesellschaftsgeschichte", von der bisher drei Bände mit zusammen über 3000 Seiten erschienen sind, ist der Versuch, eine diesem anspruchsvollen Konzept verpflichtete Gesamtdarstellung deutscher Geschichte seit dem 18. Jahrhundert zu schreiben, die gleichwohl für ein breites historisch interessiertes Publikum spannend zu lesen ist.

Auflage und Verbreitung dokumentieren, daß ihm dies in hohem Maße gelungen ist - auch ein Verdienst von Wehlers glänzendem Schreibstil. Gleichzeitig war er als Wissenschaftsorganisator erfolg- und einflußreich und machte die neue Zeitschrift "Geschichte und Gesellschaft" auf Anhieb zu einem der führenden historischen Periodika in Deutschland.

Am 11. September 1931 in Freudenberg im Siegerland geboren und in Gummersbach aufgewachsen, studierte Wehler in Köln Geschichte und Soziologie, promovierte 1960 bei Theodor Schieder und habilitierte sich 1968 mit einem Buch über "Bismarck und der Imperialismus", das durch seinen kritischen Blick auf das deutsche Kaiserreich und durch den damals neuartigen Versuch, politische Entwicklungen mit wirtschaftlichen Konjunkturen und Krisenlagen zu erklären, sofort für Aufsehen sorgte. Nach einer kurzen Zeit an der Freien Universität Berlin kam Wehler im Jahr 1971 an die noch im Aufbau befindliche Reformuniversität Bielefeld, der er seither, unterbrochen nur durch Gastprofessuren in Harvard, Princeton und Stanford, treu geblieben ist.

Was wird er in Zukunft tun, was wird ihn beschäftigt halten? Einen Ruhestand kann es für jemand wie ihn nicht geben. Vielleicht nimmt die Zahl der Termine ab, und die gewonnene Zeit wird der selbstgewählten Askese am eigenen Schreibtisch zugutekommen, dem Schreiben des vierten und letzten Bandes seiner "Deutschen Gesellschaftsgeschichte". Und sicher kann man damit rechnen, daß er sich weiterhin politisch und publizistisch einmischen wird, um historisch aufzuklären - nicht zuletzt in dieser Rolle ist er einer breiten Öffentlichkeit bekannt und unentbehrlich geworden: So wie vor zehn Jahren im "Historikerstreit" oder wie jüngst wieder in der Kontroverse um Goldhagens Buch "Hitlers willige Vollstrecker" wird er dafür plädieren, die Erinnerung an die

Vergangenheit, und an die deutsche des "Dritten Reiches" im besonderen, wachzuhalten, sie aber nicht zu Mythen zu stilisieren, sondern im kritischen, rationalen Umgang mit ihr Anhaltspunkte für die Bewältigung der Gegenwart zu finden.

Zum 65. Geburtstag von Hans-Ulrich Wehler ist im Münchener C.H. Beck-Verlag als Festschrift: "Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays", herausgegeben von Manfred Hettling und Paul Nolte, erschienen.

Das Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld hatte einen Monat nach dem 65. Geburtstag Hans-Ulrich Wehlers am 10. und 11. Oktober zu einem Autorenkolloquium mit Wehler zum Thema "Gesellschaftsgeschichte – Fachtradition, Interdisziplinarität und Öffentlichkeit" eingeladen, zum dem namhafte Historiker und Vertreter anderer Disziplinen aus aller Welt sowie Journalisten großer Tages- und Wochenzeitungen erschienen waren. Wehler selbst hielt anlässlich seiner "Werkbesichtigung", die von Manfred Hettling, Paul Nolte und Hans-Walter Schmuhl geleitet wurde, einen Vortrag, den wir im vorliegenden Heft der *Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge* veröffentlichen.

Hans-Ulrich Wehler

Rückblick und Ausblick - oder: arbeiten, um überholt zu werden?

Kurz vor seinem Tod blickt ein Mann, den einige in dieser Runde sehr schätzen, auf ein intensives dreißigjähriges Gelehrtenleben zurück und kommt zu dem Urteil: "Jeder von uns ... in der Wissenschaft weiß, daß das, was er gearbeitet hat, in zehn, zwanzig, fünfzig Jahren veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja, das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft, dem sie ... unterworfen" ist. "Jede wissenschaftliche 'Erfüllung' bedeutet neue 'Fragen' und will 'überboten' werden". "Damit hat sich jeder abzufinden, der der Wissenschaft dienen will", denn "wissenschaftlich überholt zu werden" - das ist "unser aller Zweck. Wir können nicht arbeiten, ohne zu hoffen, daß andere weiterkommen als wir. Prinzipiell geht dieser Fortschritt ins Unendliche".

Ich gestehe es gern: Max Webers Urteil in "Wissenschaft als Beruf" widerstrebt mir bei der ersten Lektüre zutiefst und auch danach noch mehrfach, jahrelang. Das Diktum widersprach meinem Temperament, auch der Hoffnung eines jeden jüngeren Wissenschaftlers und jeder Wissenschaftlerin, möglichst etwas von langer Dauer schaffen zu können. Erst allmählich habe ich mühsam gelernt, das in diesen Worten eine tiefe Wahrheit über das, was wir tun, ausgesprochen ist.

Damit leite ich keine verfrühte Kapitulation der Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte ein, ich beginne auch nicht eine Captatio Benevolentiae der neuen Kulturhistoriker und Kulturhistorikerinnen. Vielmehr möchte ich zuerst (I) auf einige Generationserfahrungen und -entscheidungen mit ihren erkennbaren Konsequenzen kurz zurückblicken, dann (II) erneut verteidigen, wie man das wissenschaftliche Weiterkommen im Sinne Webers erleichtern kann, und schließlich (III) etwas zu der gegenwärtigen Kontroverse zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte sagen - jeweils mit einem Hauch von Kritik.

I. Zuerst also zu einigen Erfahrungen und Entscheidungen.

1. Die Ideen- und Politikgeschichte wirkte in den 1950/60er Jahren noch fest etabliert. Die meisten von uns waren damit überfüttert worden. Keiner hätte um 1960 an den bevorstehenden Kollaps der Geistesgeschichte zu glauben gewagt. Dagegen war die historische Analyse von Gesellschaft und Wirtschaft seit längerem eklatant vernachlässigt worden. Jahrzehntelang aber hatten gerade sie, so schien es uns, ihre Macht als Bewegungskräfte und restriktive Bedingungen der historischen Entwicklung demonstriert. Davon ging ein starker Sog aus, sie wissenschaftlich endlich zu untersuchen. Er wurde durch die Überzeugung unterstützt, daß auch und gerade politische Herrschaftssysteme

ohne die Berücksichtigung der sozialen und ökonomischen Dimension nicht angemessen zu erfassen seien, zumal sie von der regierenden Politikgeschichte meistens ausgeblendet worden waren. Und keiner von uns wollte angesichts der jüngsten deutschen Geschichte - ganz im Gegensatz zur amerikanischen "new social history" - auf die Analyse von Politik und Herrschaft verzichten.

2. Daher wirkten Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft als die begehrten Anreger und Ideenspender unter den systematischer orientierten Nachbarwissenschaften. Ihr Einfluß ist auch durch die Studiums- und Forschungsjahre in Amerika und England verstärkt worden. Dagegen spielte die häufig behauptete Karriereprofilierung eine minimale Rolle, denn diese Interessen waren unter den damaligen Bedingungen - es gab 1960 170 Professoren in einer sehr homogenen Zunft vor der Expansion, jetzt gibt es anderthalbtausend - eher riskant.

3. Die meisten von uns waren in der hermeneutischen Tradition des deutschen Historismus ausgebildet worden, dem die Heiligkeit des "Historischen Individuums" ein wahres Lebenselixier war. Im Gegenzug ging es daher um überindividuelle Strukturen und Prozesse, die auch den einzelnen, seine Weltorientierung, sein Denken und Handeln prägen.

4. Außer diesen Entscheidungen gab es auch wohl die theoretische und methodische Unsicherheit, wie man die "weichen" Kulturprobleme - jedenfalls wirkten sie so im Vergleich mit den vermeintlich "harten" Phänomenen der Sozialökonomie und Politik! - in die Analyse einbeziehen könne. Die "Sonderwegs"-Debatte, erst recht die Forschung zum Nationalsozialismus drängte diese Probleme ja geradezu auf. Wir haben meistens mit der Anerkennung von interessengebundenen Ideologien reagiert. Dadurch wurden die Probleme zwar in den Ansatz eingepaßt, aber viel zu eng erfaßt.

5. Auf eine eher abstrakte Weise war uns methodisch schon klar, daß menschliches Handeln keineswegs nur von Interessen, sondern immer von "Weltbildern" und kulturellen Traditionen, von Perzeption und Deutung der sogenannten Wirklichkeit, von Mentalität und Habitus ganz so angeleitet und interpretiert wird wie die soziale Lebenswelt überhaupt. Das war gerade von Weber zu lernen, und trotzdem haben wir Weber gewissermaßen halbiert und auf den ganzen Weber verzichtet. Das ist im Rückblick gar nicht leicht zu erklären.

Es gab eine Faszination, die von den analytisch klar zurechtgeschnittenen sozial-ökonomischen Problemen und politischen Herrschaftsinteressen ausging, obwohl schon die heißgeliebte Legitimationsproblematik unausweichlich auf weit mehr als Interessen hinlenkte. Es gab ein ziemlich naives Vertrauen auf die wissenschaftliche Arbeitsteilung, auf Fortschritt durch analytisch saubere Spezialisierung und zugleich auch darauf, daß die soziale Macht von Ideen und Mentalitäten, die ja, noch einmal, beim "Sonderweg" und Nationalsozialismus stets präsent waren, von vielen anderen ohnehin weiter erforscht werde. Denn natürlich betrieben Schieder und Rothfels, Conze und Erdmann mit vielen ihrer Studenten auch weiter Ideengeschichte und insistierten auf der realitätsprägenden Kraft geistiger Einflüsse. Und natürlich hielt René König, bei dem ich die Soziologie kennengelernt habe, als Thurnwald-Schüler die intensive Lektüre der Kultur-anthropologen für selbstverständlich. Vergebens - die Prioritätensetzung wirkte damals

überzeugend, und sie war folgenswer.

II. Das waren auch Webers Ratschläge, z.B. in methodischen und theoretischen Fragen immer die extremste Position zu entwickeln, um sich Klarheit über ihre Folgen zu verschaffen; die Argumente idealtypisch so scharf wie möglich zuzuspitzen; die verpflichtenden Wertideen - in unserem Jargon: die erkenntnisleitenden Interessen - explizit offenzulegen und dann, gut lutherisch: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, zu ihnen zu stehen. All das waren Anregungen, die viele von uns aufgegriffen und verinnerlicht haben. Sie haben nach meinem Eindruck auch dazu geführt, daß in der Folge das Verständnis der deutschen Neuzeit seit dem 18. Jahrhundert - und sie allein kann ich in etwa beurteilen - insgesamt vertieft und gefördert worden ist.

Insofern durfte man schon etwas von dem Hochgefühl verspüren, am wissenschaftlichen Fortschritt - in Webers Sinn - teilzunehmen. Da in die erkenntnisleitenden Interessen auch immer politische und wissenschaftspolitische Ziele einfließen und verfolgt werden, konnte man auch die Überzeugung verspüren, zur Klärung von politischen Problemen als historisch argumentierender Staatsbürger beizutragen - ein wenig und nur vermittelt, gewiß, aber manchmal doch auch greifbar.

Ob es um Kapitalismus und Bürokratie in einem deutschen Großunternehmen, um Agrarverbände oder Industrielobby, um Antisemitismus, Imperialismus, Militarismus, um das Verhältnis von Liberalismus und Demokratie, von Sozialdemokratie und Nationalstaat, um bürgerlichen Mittelstand und Nationalsozialismus, um Herrschaft und Widerstand im sogenannten "Dritten Reich" ging - wie auch immer, man durfte wissenschaftlich, politisch und auch lebensgeschichtlich das Gefühl haben, an lohnenden Projekten zu arbeiten und gleichzeitig auch, wie das Theodor Mommsen vorschwebte, als Bürger in der eigenen Gesellschaft an politischen Aufgaben mitzuwirken.

Dabei steht fest:

- Ohne die Klärung in der Theoriediskussion seit den späten 60er Jahren wäre einem die wissenschaftliche Position und eigene Standortgebundenheit nicht so klar geworden. Sie war alles andere als ein Ausflug in esoterischen Luxus.

- Ohne die bekannten Kontroversen, die jeden Verehrer des agonalen Prinzips ohnehin beschwingen, wäre vielleicht auch mancher von uns in der unumgänglichen Kärnerarbeit steckengeblieben. Die Mobilisierungskraft des Konflikts begrüßen hieß keineswegs vor Emotionen kapitulieren.

- Ohne das Engagement wäre wohl auch die insgesamt liberalisierende Wirkung - vor der Folie der bis in die 60er Jahre erstaunlich homogenen Zunft - weniger beträchtlich gewesen. Im Grunde praktizierten wir alle einen bekennenden Eklektizismus. Wir versuchten, von Weber und Marx, Droysen und Dilthey, Schumpeter und Gerschenkron, Gadamer und Koselleck, Hintze und Habermas zu lernen. Allen blieb, soweit ich zu sehen vermag, eine verbindliche dogmatische Lehre fremd, wenn sie auch als bedrohliche Chimäre unter den erschrockenen Konservativen herumgeisterte. Ich vermag sie im Rückblick weder in der sogenannten orthodoxen Sozialgeschichte noch in der Zeitgeschichte zu entdecken.

Soweit so gut. Den Gewinn kann man guten Gewissens weiter verteidigen. Die vertraute Kosten-Nutzen-Abwägung lenkt aber auch auf einen Preis hin, der für diese Art von Argumentation schließlich zu zahlen war. Denn nachdem die Entscheidung gefallen war, dringende Probleme der Gesellschaft, Wirtschaft und Politik möglichst streng im Sinne von analytisch zerlegten Dimensionen zu untersuchen, dagegen die vielfältigen kulturellen Prägekräfte hintanzustellen, mußte, über kurz oder lang, dieses Defizit deutlich zutage treten.

III. Was hat dieses Defizitbewußtsein geschärft und zu der neuen Debatte über eine Historische Kulturwissenschaft geführt? Denn offensichtlich ist in diese Lücke jahrelanger Vernachlässigung kultureller Phänomene auch durch die westdeutsche Sozialgeschichte das Plädoyer für Kulturanalyse seit den frühen 80er Jahren hineingestoßen.

Zunächst: Wissenschaftsimmanent ist das eine sehr plausible Reaktion auf einen Mangel, aber dieses Reaktionsschema und das wissenschaftliche Korrekturbedürfnis als Antriebskraft reichen, wie immer, zur Erklärung nicht aus.

Ich nenne einige Gesichtspunkte zu anderen Einflüssen, die m.E. eine wesentliche Rolle gespielt haben und weiter spielen. Und ich wünsche mir, daß die Protagonisten der neuen Kulturgeschichte ihre Präferenzen viel aggressiver und wissenssoziologisch reflektierter verteidigten, damit die Argumente pro und contra klarer ausgetauscht werden könnten. Mancher hier kennt diese Auffassung. Zu den tieferen Ursachen gehören:

1. Die Enttäuschung über die Grenzen der Großtheorien à la Marx, Weber, Luhmann;
2. die Enttäuschung über die Abstraktheit und Kühle der Struktur- und Prozeßanalyse in einer Zeit, die "Betroffenheit" und "Befindlichkeit" zu Modeworten erhoben hat;
3. die Enttäuschung vor allem über die Vernachlässigung des individuellen Lebensschicksals, der individuellen Erfahrung, der individuellen Lebenswelt, ihrer Perzeption und Verarbeitung;
4. außer diesen zum Teil wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen spielten erneut die generationsspezifische Standortgebundenheit und Kontextabhängigkeit eine maßgebliche Rolle, vielleicht die wichtigste.

1. Zu ihr gehört die Schwächung des optimistischen Fortschrittsglaubens durch die Umwelt- und Wachstumskrisen, der tiefe Zweifel am Projekt der westlichen Modernisierung überhaupt.

2. Dazu gehört auch ein neues Verhältnis zu Kontingenzerfahrungen. Das Interesse richtet sich jetzt z.B. darauf, daß Handlungen oft nicht primär aus strukturellen Bedingungen schlüssig hergeleitet werden können, sondern etwa durch bestimmte Werthaltungen motiviert sind. Wenn das politische und gesellschaftliche Ordnungsgefüge erschüttert, im Grenzfall delegitimiert wird, kann das wertorientierte, spontane Handeln von Individuen und kleinen Verbänden eine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen.

Mit anderen Worten: Nicht die sozialökonomischen Strukturen, nicht die Interessen gelten dann als die privilegierten Antriebskräfte, sondern eher Werte und Mentalitätsver-

änderungen. Das wird vor allem dort in Anspruch genommen, wo am ehesten Freiräume individuell verantwortlichen Handelns in modernen Gesellschaften mit ihren harten Zwängen bestehen. Das ist auch der Bereich des kulturellen Lebens selber. Es erweckt den Anschein, Eigengesetzlichkeiten zu unterliegen. Vielleicht gibt es sie ja auch im Verhältnis etwa zu gesellschaftlichen und ökonomischen Regelförmigkeiten - obwohl für mich die Präzisierung der Wechselwirkung, der Interdependenz die eigentliche Herausforderung bleibt. Diese Eigengesetzlichkeiten wirken auf die Weltdeutung, die politische Kultur, die gesellschaftlichen Ordnungsmächte, auf die Lebenswelt moderner pluralistischer Gesellschaften ohne harten dogmatischen Kern besonders nachdrücklich ein.

3. Vermutlich hängen diese Renaissance der Kulturanalyse und der Glaube an die individuelle Werthaltung auch mit der - bei allem Verständnis für die Finanzsorgen von Studenten - materiell relativ entlasteten Lage derjenigen zusammen, die solche Fragen an den Universitäten diskutieren, wissenssoziologisch ist das eine Banalität. Es wäre ein Gewinn, wenn die Verfechter einer Historischen Kulturwissenschaft diese Bedingungen der eigenen Standortgebundenheit expliziter zur Debatte stellten. Auch der Protest gegen den Materialismus der Wachstumsgesellschaft und das Bekenntnis zu postmateriellen Werten durch ihre sozialstaatlich durchaus abgefederten Verfechter könnte damit zusammenhängen. Bei Diskussionen mit Gewerkschaftlern fällt mir auf, daß man die Aufwertung von Kultur und immateriellen Werten immer erst mühsam erklären muß.

4. Unstreitig scheint mir das Kulturplädoyer auch mit weiteren lebensgeschichtlichen Erfahrungen zusammenzuhängen:

- mit der erlebten kulturellen Vielfalt innerhalb der zusehends multikulturell geprägten westlichen Länder, die im Zeitalter des erschwinglichen Massentourismus leicht erreicht werden können, die exotischeren inzwischen auch;
- mit beobachtbaren kulturellen Konflikten zumal in ethnisch heterogenen Gesellschaften;
- mit der zählebigen Persistenz kultureller Eigenarten (wer wollte ohne sie versuchen, den neuen Balkankrieg und den Tschetschenienkrieg zu verstehen?);h
- mit den durchaus individuell erfahrbaren Auswirkungen der Globalisierung;
- mit der Einsicht in die Prägekraft religiöser Traditionen, z.B. in Japan, China, Südostasien, und religiöser Fronten, wie sie der mohammedanische und israelitische Fundamentalismus, aber auch der protestantische Fundamentalismus in den amerikanischen Südstaaten aufreißen.

Ich breche hier ab - aber, noch einmal, es wäre ein Rationalitätsgewinn, wenn die Verfechter der neuen Kulturgeschichte auch die eigene Standortbindung und Kontextabhängigkeit bereitwilliger als bisher sich bewußt machten, darüber Auskunft gäben, sich des dauerhaften oder aber überschätzten Rückenwinds vergewisserten und sich nach dieser Selbstaufklärung wieder ins Getümmel werfen. Es versteht sich, daß das alles durch und durch Webersche Postulate sind, um die Diskussionsfähigkeit der verschiedenen Positionen zu erhöhen.

Was nun die gegenwärtige Kontroverse um die Ansprüche einer neuen Kulturgeschichte angeht:

1. So führt es m.E., dies sotto voce zu den Sozialhistorikern, nicht weit genug, Kultur weiterhin als eine Dimension zu betrachten, die jetzt umfassender als zuvor berücksichtigt - das ist ja Konsens - und zur herkömmlichen Sozialgeschichte der letzten dreißig Jahre hinzugefügt werden müsse. Die analytische Zerlegung in Dimensionen - ich bevorzuge sie selber ganz eindeutig - wird dem schlechthin alles durchtränkenden Charakter von Kultur in dem heute diskutierten Sinne nicht gerecht: Ganz gleich ob es sich um die Sprache, die Perzeption von Wirklichkeit, die Wahrnehmungsdeutung, die Weltbilder, die Erfahrbarkeit von Ungleichheit oder Nation, die Symbolik, die Mentalität, den Habitus handelt.

Wir brauchen mithin eine Konzeptualisierung der Probleme und methodische Ansätze, die von vornherein - etwa im Sinne der Weberschen oder Bourdieuschen Handlungstheorie - der Omnipräsenz kultureller Prägungen und Mächte gerecht zu werden versuchen. Damit gewänne die Sozialgeschichte einen weiten analytischen Bezugsrahmen und könnte in ihrem fröhlichen Eklektizismus danach die Anregungen von Geertz und Elias, von Douglas und Turner und manchen anderen aufgreifen; sie alle sind ja theoretisch weniger anspruchsvoll und für weit denkende Historiker und Historikerinnen weniger herausfordernd als die genannter Halbgötter.

2. Es geht noch nicht um einen Kampf um den Primat oder um die Hegemonie irgendeiner Seite, vielmehr um die Bewältigung zahlreicher offener Aufgaben, um ein wechselseitiges Aufeinanderzugehen, um die eigenen Grenzen zu überwinden. Nachdem wir, von Thomas Kuhns Wein ein wenig trunken, früher die Paradigmenwechsel unbeschwert angekündigt haben, zögere ich jetzt etwas, ob es denn einen solchen schon wirklich gibt oder geben wird, da Gesellschaft ohne Kultur und Kultur ohne gesellschaftliche Einflüsse nicht angemessen erfaßt werden können. Die rituelle Beschwörung, daß Webers "Religionssoziologie" auch in dieser Hinsicht der Interdependenzerklärung noch unübertroffen ist, darf hier natürlich nicht fehlen.

3. Wer heutzutage aus purer Entdeckerfreude, aus Protest gegen den intellektuellen Opportunismus der "Mainstream"-Befahrer, als Defizitbewältiger oder fasziniert von dem geheimen Versprechen der Totalitätserfassung auf Kulturanalyse setzt, kann das - man muß es fairerweise ständig wiederholen - im ersten Anlauf nur durch die Konzentration auf seinen Zugang und seine Probleme, nur arbeitsteilig, nur spezialisiert tun. Daran führt kein Weg vorbei. Diese Einseitigkeit muß zeitweilig hingenommen werden. Wir haben das um keinen Deut anders auch so gemacht. Man soll, heißt das zugleich, den hohen Syntheseanspruch nicht zu früh ins Feld führen, so unvermeidbar er dann auch später geltend gemacht werden muß.

Aus Gerechtigkeitsgründen will ich, wieder sotto voce, auf einige andere, erkennbare Probleme der derzeitigen Kulturanalytiker hinweisen.

1. Die mühsam erkämpfte Einsicht in die Bedeutung - wie Weber einprägsam gesagt hat - der "kontinuierlich wirkenden Alltagsmacht" der Wirtschaft droht verloren zu gehen. Es geht ja nicht nur um die Perzeption von Konjunktur und Krise, von Arbeitsplatz und Familienbudget, vielmehr auch immer um ein hartes, ein rechtlich, politisch, längst auch sozialpsychisch tief verankertes Institutionengefüge mit eigener Entwicklungsrhythmik, eigener mentalitäts- und verhaltensprägender Kraft. Auf Dauer kann man

sie nur um den Preis der Realitätsverfehlung ignorieren oder herabwürdigen.

2. Die gleichfalls zäh erstrittene Einsicht in die Härte der Sozialen Ungleichheit entschwindet hinter dem Nebel von bunten Lebensstilen, exotischen Milieus, kulturalistischen Individualisierungsexzessen. Natürlich sind z.B. Klassen immer auch das Ergebnis der Wahrnehmung und Deutung vielfältiger Unterschiede; ohne die Kenntnis dieser Perzeptions- und Definitionsvorgänge sind sie nicht adäquat erfassbar. Aber auch und gerade in einer modernen Marktgesellschaft bleibt die Sozialhierarchie eine Ordnungsmacht sui generis, deren harte Strukturen - wie das die undogmatische Sozialforschung auch für die gegenwärtige Bundesrepublik, entgegen allen Illusionen über siegreiche Egalisierungstrends, pace Beck, zeigt - ungeheuer schwer umzuschmelzen sind.

3. Die Einsicht in Politik- und Herrschaftsprozesse kann fraglos durch die Analyse von Symbolen und Ritualen, von Erinnerungskult und Sozialmentalität immens vertieft und erweitert werden. Das soll auch, beflügelt von Entdeckungslust, endlich geschehen. Aber die Gefahr ist ebenfalls unübersehbar vorhanden, daß der folgenschwere Kampf um materielle und ideelle Interessen, um individuelle und kollektive Macht, um soziallegitimierte Macht, mithin um Herrschaft, zu sehr zurücktritt.

Kurzum: Privilegiert man zu lange und zu ausschließlich die kulturellen Probleme, naht unaufhaltsam und schwer widerlegbar der Defizitvorwurf der Wirtschafts-, der Sozial-, der Politikhistoriker - und dann wissenschaftlich wie zeitgeschichtlich, erst recht seit 1989/91, aus denselben guten Gründen, mit denen jetzt auf Kultur insistiert wird.

Deshalb steht in der zweiten Phase des Aufschwungs der Kulturgeschichte erneut, wie ich glaube, das vertraute Problem der Integration möglichst vieler Wirklichkeitsbereiche oder doch Realitätsaspekte an, ohne daß - wenn's eben möglich ist - der Gewinn der erwähnten Fachdisziplinen verloren geht. Das ist keine düstere Skepsis, denn wir wissen ja, wie Weber und Sombart, Schmoller und Hintze jahrzehntelang verlorengegangen sind.

Für den Liebhaber des agonalen Prinzips ist das ein außerordentlich spannender Wettkampf. Wird es eher einer komplexeren Sozialgeschichte oder aber einer Kulturgeschichte in Aufbruchstimmung gelingen, neuartige, umfassendere Synthesen zustande zu bringen? Wenn man denn schon wissenschaftlich arbeitet, um überholt zu werden, ziehe ich aus dieser offenen Konstellation den Schluß,

- weiterhin der Neugierde, was denn die Historiker und Historikerinnen vorantreibt, nachzugeben. Wenn diese Neugierde erlischt, ist man, in gleich welchem Alter, ohnehin mumifiziert, und die Historikerzunft leidet schon viel zu häufig unter jungen Greisen;
- wir sollten uns den einleuchtenden neuen Interessen, Aspekten, Angeboten öffnen, soweit das angesichts der typischen Berufskrankheit und schweren Milieuschädigung der Historiker, sich möglichst auf vertrautem Gelände auszuruhen, noch geht;
- und schließlich sollten wir die eigenen Projekte - Clio volente - so verfolgen, daß man nicht schon im Schneckentempo überholt werden kann, sondern noch einen Stachel bildet, der Jüngere antreibt, mit überlegenen Leistungen vorbeizuziehen.

Da ich viele Fehler, aber kein Neidgefühl besitze, wäre es ein spätsommerliches

Glücksgefühl, wenn sich beim Vergleich, sooner or later, herausstellen würde, man habe irgendwie dabei mithelfen können, daß, wie Weber sagt, "andere weiterkommen ... als wir". Da ich aber andererseits kein Bewohner jener höheren Region bin, die Karl May "das Reich der Edelmenschen" nennt, frage ich mich doch, ob ich die von Weber erwartete spätkalvinistische Askese für eine derart irenische Distanz wirklich aufbringen kann. Es soll dann, rede ich mir begütigend zu, allein von den Qualitätsleistungen der Jüngeren abhängen, daß man sich, vielleicht, vielleicht, nur mehr als Zwischentappe der kulturhistorischen Formel-I-Piloten sehen lernen muß.

Aber - vielleicht überfordert diese Zumutung, sich derart demütig abzufinden, nicht nur die Askesefähigkeit, sondern auch die Leidensbereitschaft. Vielleicht sollte man doch, wenn das kaudinische Joch von Band IV. endlich abgeworfen ist, einen ganz schmalen, einen herrlich, geradezu erotisch verführerischen schlanken Band über ein kulturgeschichtlich erweitertes Problem aus der deutscher Politik- oder Sozialgeschichte, ein wenig vergleichend aufgepeppt, schreiben. Vielleicht ist diese Aussicht doch belebender, als sich jetzt schon in die Reihe von Webers heroischen, stoisch-resignativen Edelmenschen, die nur für das Überholtwerden gewirkt haben wollen, einzureihen.

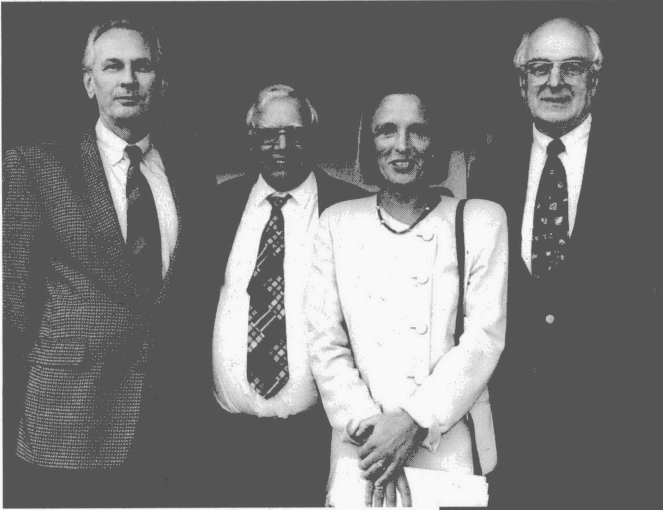
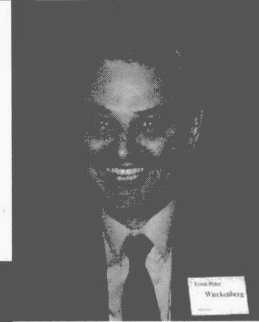


Foto links:
Dieter Grimm,
Hans Mommsen,
Ute Frevert,
Hans-Ulrich Wehler

rechts:
James Sheehan
aus Stanford,
dahinter John Breuille
aus Birmingham



Werkdiskussion im Zentrum für interdisziplinäre Forschung



oben:
Ernst-Peter Wieckenberg,
C.H. Beck-Verlag



links:
Volker Ullrich, *Die Zeit*
Eva v. Freeden,
C.H. Beck-Verlag

Universität Bielefeld

In der Reihe

Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge

sind bereits erschienen:

Universität Bielefeld (Hg.): "Sicherheitskonzepte nach der Nachrüstung" – Diskussionsveranstaltung mit Egon Bahr und Prof. Dr. Kurt Biedenkopf. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 1, Bielefeld 1984.

Norbert Elias: *Conditio humana* – Beobachtungen über die Entwicklung der Menschheit. Hartmut von Hentig: *Asche – aber kein Phönix*. Gedanken aus Anlaß der 40. Wiederkehr des 8. Mai. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 2, Bielefeld 1986.

Niklas Luhmann: "Was ist der Fall?" und "Was steckt dahinter?" – Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 3, Bielefeld 1993.

Wolfgang Frühwald: *Bielefelder Akademie*. Zum Verhältnis von Spezialisierung und Interdisziplinarität in der Grundlagenforschung. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 4, Bielefeld 1994.

Universität Bielefeld (Hg.): *8. Mai 1945*. Erfahrungen – Erinnerungen – Hoffnungen. Professoren der Universität Bielefeld als Zeitzeugen. Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge Nr. 5, Bielefeld 1996.